

## „Überschneidungen“ – museum bickel Walenstadt

Sehr geehrte Damen und Herren

Es freut mich sehr, dass ich die heutige Ausstellung mit einer Rede eröffnen darf. Ich schätze die Werke von Nesa Gschwend, Katharina Henking und Marlis Spielmann sehr. Katharina Henking kenne ich seit Jahren. Mit ihr gründete ich das Café des Arts Winterthur und ihr Schaffen war Gegenstand eines Beitrags, den ich für das Allgemeine Künstlerlexikon Leipzig schrieb. Nesa Gschwend kenne ich seit rund eineinhalb Jahren. Mit ihrem Werk setzte ich mich im Rahmen des letztjährigen Skulpturensymposium Winterthur auseinander. Und Marlis Spielmann lernte ich dieses Jahr kennen, als ich einen Text für ihre Künstlermonografie verfassen durfte. Alle drei Künstlerinnen befassen sich mit Schnitttechniken. Deshalb wurden sie von Guido Baumgartner, dem Kurator des museum bickel, für diese Ausstellung angefragt, die sinnigerweise den Titel „Überschneidungen“ trägt.

Doch bevor ich auf die Werkgruppen der Künstlerinnen zu sprechen komme, möchte ich kurz über das Wort „schneiden“ sinnieren. Das Herkunftswortbuch gibt uns Auskunft darüber, dass das Wort mit „Schnitt“, „Schneise“ und „Schnitz“ verwandt ist. Schneiden bedeutet, „mit einem scharfen Gerät etwas bearbeiten bzw. etwas entfernen“. Messer und Schere sind im Vergleich zu Schwert und Axt leichte Gerätschaften. Mit dem Messer und der Schere schneidet man exakt und flink. Denken Sie nur an das „tapfere Schneiderlein“, das mit „Schneid“, Geschicklichkeit und List Riesen besiegt. Mit der Schere bearbeitet man weiche Materialien: Papier, Stoffe, Leder – alles, was plan ist, also kein Volumen hat. Da das Schneiden immer auch Trennen bedeutet, ist die Technik mit einer unterschwelligen Gefährlichkeit behaftet. Schneiden kann Verletzen bedeuten. Das Gegenteil von Schneiden ist „Nähen“ und „Kleben“. Das Abgeschnittene hat mit Verlust, mitunter mit Vergessen und Verdrängen zu tun.

Alle drei hier vertretenen Künstlerinnen schaffen Formen, indem sie Schnitte ansetzen. Der Schnitt ist zugleich eine Linie – aber nicht wie ein Strich, der auf einen Träger gezeichnet wird, sondern eine Grenzlinie zwischen Materie und Raum, zwischen Positiv- und Negativform, zwischen dem Vorhandenen und dem Verschwundenen. Im heutigen Sprachgebrauch verstehen wir unter einer Schnittstelle den „Übergang“ von einem Bereich in den anderen. Schneiden heisst immer auch „entscheiden“. Geschnittene Formen sind klare Formen. Es gibt vermutlich keine präzisere Umrisslinie als die des Schnittes – man denke z. B. an ein Schnittmuster.

Der klassische Scherenschnitt ist eine Schwarzweiss-Kunst. Wie beim Holzschnitt wird das Dazwischenliegende herausgeschnitten. Das Bild ergibt sich aus dem Verbliebenen - aus dem, was übrig bleibt. Beim Scherenschnitt werden nicht nur Umrisse (bzw. Silhouetten) ausgeschnitten, sondern auch Binnenformen, so dass „kleine Fenster“ entstehen. Diese Leerstellen eröffnen den Durchblick auf das Dahinterliegende. Beim Scherenschnitt ist dies meist weisses Papier. Durchbrochene Muster kennt man auch in der Textilkunst (z.B. geklöppelte und gehäkelte Spitzen) und in der Architektur. In der indischen Architektur spricht man von „Jalis“.

Der rote Faden dieser Ausstellung besteht für mich in der Gemeinsamkeit, dass alle drei Künstlerinnen nicht nur technisch, sondern auch inhaltlich mit verschiedenen Ebenen, ja sogar Doppelbödigkeiten operieren. Vordergründig mögen ihre Arbeiten dekorativ wirken. Die kapillaren Verflechtungen von Nesa Gschwend und die axialsymmetrischen Reigen von Marlis Spielmann bilden komplexe Systeme – im Kontrast zu den isolierten, formal auf ein Minimum reduzierten Bildmotiven von Katharina Henking. Allen gemeinsam ist der Bezug zur heutigen Gesellschaft. Sie befragen das Verhältnis des Einzelnen zum Kollektiv und zu vermeintlich vorgegebenen Rollen und Mustern. Zudem befragen sie unser Verhältnis zur Handarbeit: Scherenschnitt und Papierschnitt wie auch Nähen erfordern Fingerfertigkeit und Konzentration. Die filigranen Exponate entstanden in Geduldsarbeit und verweigern sich einer schnellen, oberflächlichen Lesart und tragen zur Entschleunigung bei.

**Marlis Spielmann** nutzt althergebrachte Handarbeitstechniken wie Nähen, Sticken und Scherenschnitt als künstlerische Strategie, was bereits eine Aussage impliziert. Die Techniken mögen traditionsbehaftet sein, nicht so Spielmanns Umgang mit ihnen. Die Scherenschnitte vermitteln nicht Heimatgefühle und heile Welt, sondern weibliche Lebensfreude und Lustgefühle. Spielmann befasst sich in ihrer Kunst mit dem Frausein. Die bemalten Scherenschnitte stellen bunte Reigen lustvoll tanzender Weiber mit z.T. entblösstem Busen dar und hiessen ursprünglich „Freudensprüngli“. Diese Geschlechtsgenossinnen ignorieren den männlichen Blick und dessen Begehren. Sie tanzen aus eigenem Antrieb, bei sich selbst seiend, durchaus erotisch und keck. Nebst den vielen 40 x 40 cm grossen, bunt bemalten Scherenschnitten zeigt uns Spielmann zwei grosse, wie orientalische Teppiche wirkende Arbeiten mit zeitkritischem Inhalt: „Die Bürde, Frau zu sein“: Dargestellt sind Prostituierte, Frauen mit Burkhas, Kindermodels, Opfer häuslicher Gewalt usw. Spielmann befasst sich mit dem weiblichen Körper nicht als Objekt der (männlichen) Begierde, sondern als Teil einer autonom empfundenen Weiblichkeit.

**Katharina Henking** arbeitete lange im Medium Zeichnung – vor allem mit Kohle. Den Verzicht auf Farbe finden wir ebenso in ihren Papierschnitten, welche die bunte, vielfältige Welt zu einfach schwarzweissen Zeichen reduziert. Henking verwendet einen Cutter zum Schneiden und arbeitet mit Schablonen und schwarzem Fotokarton. Ihre Papierschnitte sind mit einer Notenschrift zu vergleichen, welche den Klang der Musik in eine stumme Aufzeichnung übersetzt. Im Zusammenspiel ergeben die schwarzen Positiv- und die weissen Negativformen eine rätselhafte Narration. Die Bildmotive stammen aus den Printmedien, dort also, wo Druckerschwärze eingesetzt wird. Deshalb erinnern mich ihre Arbeiten auch an Stempelbilder. Die Binnenzeichnung fehlt, was den Kontrast von Schwarz und Weiss verstärkt. So findet man im schwarzen Bereich keine weissen Elemente und umgekehrt. Diese Polarisierung bringe ich in Verbindung mit einem ausgeprägten Schwarzweiss-Denken, das in gewissen politischen Gruppierungen herrscht. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich, dass Henking Sehnsuchtsmotive wie den röhrenden Hirsch mit bedrohlichen Zeichen wie Panzern und Flugzeuge kombiniert. Seit 2013 transformiert sie ihre ausgemusterten Zeichnungen und Papierschnitte zu dreidimensionalen Objekten, die entweder als Lianen im Raum hängen oder als Knäuel auf dem Boden liegen.

Die zentrale Farbe im Schaffen von **Nesa Gschwend** ist Rot als Farbe des Lebens. Ihr Werk ist das Resultat einer intensiven Auseinandersetzung mit dem menschlichen Körper als Form an sich und als Teil sozialer Netzwerke. Auch Gschwend abstrahiert Formen, doch reduziert sie die Formen nicht zu kompakten Zeichen, sondern durchbricht sie mit einem vierteiligen System von Ausschnitten. Übrig bleibt ein komplexes Liniengeflecht, das die Wirklichkeit in drei Ebenen unterteilt: dem Bild selbst als Trennwand zwischen dem Raum davor und dem Raum dahinter. Gschwend hat sich während eines Indienaufenthaltes mit dem architektonischen Motiv des Jali auseinandergesetzt und erkannt, dass durch die Öffnungen der Hintergrund optisch nach vorn geholt wird. Auf die Sinnebene übertragen bedeutet dies, dass verborgene Zusammenhänge freigelegt werden. Bilder und Spiegel sind ein Medium der (Selbst-) Befragung. Die Gruppe der auf Stoff genähten und mit Wachs gehärteten Scherenschnitte vergleicht die Künstlerin mit einer Votivwand. Dieser Gedanke ist spannend, weil Votivbilder entweder die Funktion einer Fürbitte oder einer Danksagung erfüllen. Sie sind Ausdruck eines Glaubens an eine höhere Macht oder Ordnung.

Als gelernte Schneiderin weiss Gschwend nicht nur zu trennen (mit der Schere), sondern auch zu verbinden (d.h. mit Nadel und Faden umzugehen). Das Verbindende ist denn auch das zentrale Anliegen ihrer Kunst: die Frage nach dem Verbindenden zwischen Kulturen, aber auch zwischen Individuen. Ein passendes Beispiel dafür ist die grosse Arbeit „Verflechtung“, wo Linien zu Händen zusammenwachsen.

Meine Ausführungen zum Schneiden als künstlerische Technik schliesse ich mit einem prägnanten Zitat von Katharina Henking ab, das die Angelegenheit auf den Punkt bringt: *Schneiden ist ein unumkehrbares Verfahren, kompromisslos.*